

(Nachdruck verboten.)

## 1) Gottlieb Adler und Sohn.

Von Boleslav Prus.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von J. Land.

An einem heißen Juninachmittag fuhr Pastor Böhme in einer einspännigen Landkutsche über die ebene Chaussee, die nach der Fabrik des Gottlieb Adler führte. Er sollte ihm zunächst Gram verursachen und dachte, ihn nachher zu trösten; er sollte dem Gottlieb Adler mittheilen, daß dessen einziger Sohn Ferdinand im Auslande Schulden über Schulden gemacht habe, und nachher wollte er ihn beruhigen und für den leichtsinnigen Jüngling Verzeihung erbitten.

Gottlieb Adler war Besitzer einer Baumwollwaaren-Fabrik. Die Chaussee, die von der Eisenbahnstation zu derselben hinführte, war zwar nicht von Bäumen beschattet, dafür aber äußerst rein und sorgfältig gehalten. Ihr zur Linken lag die Stadt und rechts sah man die Fabrik, einen großen, vierstöckigen, in Hufeisenform gebauten Häuserblock, aus dem eine hohe Gasse hervorragte, der dicke, schwarze Rauchwolken entquollen. Neben der Fabrik befand sich ein großer Garten. Inmitten des Gartens stand Adler's Villa.

Pastor Böhme vertraute während seiner Fahrt der Fürsorge auf den, der den Daniel aus der Löwenhöhle und den Jonas aus dem Walfischrachen gerettet: er band die Zügel an die Bodlehne, ließ sein Auge weit hinaussehnen und träumte. Die Fabrik des Adler und ihre Umgebung erinnerten ihn an eine andere Fabrik, weit, weit draußen im Brandenburger Thal, wo er und sein Freund Gottlieb Adler zusammen die Jugendjahre verlebte hatten. Beide waren Söhne wohlhabender Webermeister, in ein und demselben Jahre geboren, und sie hatten dieselbe Elementarschule besucht. Auf ein Vierteljahrhundert waren dann ihre Wege auseinandergegangen. Böhme hatte Theologie studirt, während Adler ein halbes Hunderttausend Thaler gesammelt hatte. Dann kamen sie wieder zusammen, weit vom Vaterlande, in Polen, wo Böhme Pastor einer protestantischen Gemeinde wurde und Adler eine kleine Weberei gründete.

Seit dieser Zeit war nun bald wieder ein Vierteljahrhundert vergangen, während dessen sie als nächste Nachbarn friedlich neben einander gelebt und sich etliche Male in der Woche besucht hatten. Aus der kleinen Weberei des Adler war inzwischen eine riesige Fabrik geworden, die jetzt 600 Arbeiter beschäftigte und ihrem Eigentümer jährlich 40 bis 60 Tausend Rubel brachte. Böhme aber blieb, was er gewesen war, ein armer Pastor. Da aber auch die Schätze der Seele sich verzinsen, so hatte auch er sein Einkommen, jährlich 50 000 Segen.

Zwischen den beiden Freunden bestanden auch noch andere Unterschiede. Der Pastor hatte einen Sohn, der eben die technische Hochschule in Paris absolvirte und daran dachte, sich und seinen Eltern für den Rest des Lebens ein Stück Brot zu sichern; Adler hatte auch einen Sohn, der das Gymnasium nicht zu Ende besucht hatte, seit zwei Jahren nun im Auslande lebte und nur darauf bedacht war, wie er die väterliche Kasse am besten plündern könnte. Den Pastor quälte die Frage: wird seine achtzehnjährige Tochter Anna gut heirathen? Den Adler die, was eigentlich aus seinem Sohne werden sollte. Der Pastor war mit seinem kleinen Einkommen und 50 000 Segen jährlich zufrieden, dem Adler genügte das Einkommen von 50 000 Rubeln im Jahre nicht, denn es dünkte ihm, daß das in der Bank gesammelte Kapital allzu langsam sich der ersehnten Summe von einer runden Million näherte.

Im Augenblick dachte aber Pastor Böhme an ganz andere Dinge. Die Adler'sche Fabrik, die Arbeiterhäuschen um sie herum, die Villa und der Garten, das alles erinnerte ihn an seine Heimath, an die deutschen Fabriken, nach deren Muster Adler die seinige erbaut hatte. Nur schade, daß es hier kein Kinderasyl giebt, kein Spital und keine Schule. Daran lag dem Adler garnichts.

Der Wagen näherte sich der Fabrik, da fuhr er an den Arbeiterhäuschen vorbei. Ihre Bewohner sind jetzt größtentheils in den Werkstätten, nur etliche blasse, flachbrüstige Weiber begrüßen den Pastor mit den Worten: „Gelobt sei

Jesus Christus!“ und dieser antwortet darauf: „In Ewigkeit, Amen, und lästet dabei seinen alten Panamahut.

Die Kutsche fuhr in den Hof; bald erschien der Stallburche und half dem Pastor beim Aussteigen.

„Ist der Herr zu Hause?“ fragte Pastor Böhme. „Nein, er ist in der Fabrik; aber ich sage ihm gleich, daß Hochwürden gekommen sind.“

Der Pastor ging über den Flur, wo ihm ein Sakai den Staubmantel abnahm, ins Besprechungszimmer. Hier setzte er sich ans Fenster, um den ankommenden Adler sofort zu erblicken, und legte sich einen Plan zurecht. Er bereitete sich auf eine Rede vor, die er nach den Regeln der Rhetorik in drei Theile gliederte. Der erste Theil sollte erinnern an die unvoranschbaren Absichten Gottes, die über die Dornen des Lebens der Menschen zum ewigen Glücke führten; im zweiten mußte gesagt werden, daß der junge Adler so lange nicht in das Haus seines Vaters zurückkehren könnte, bis seine Gläubiger eine so und so hohe Summe erhalten hätten. Dann wollte der Pastor dem Adler Zeit geben, seinen väterlichen Zorn auszutoben und all' die Fehltritte aufzuzählen, die der Sohn sich schon hatte zu schulden kommen lassen; im Augenblicke aber, da der erzürnte Fabrikant die Absicht aussprechen würde, seinen Sohn zu enterven und zu verfluchen, da sollte der dritte Theil der Mission des Pastors beginnen, der veröhnende.

Inzwischen kam auf dem Wege, der aus der Fabrik in die Villa führte, der alte Adler daher. Er war ein außergewöhnlich großer Mann mit unverhältnißmäßig langen Füßen und seine Haltung war etwas gebückt. Er trug einen modernen, langen und grauen Rock, die Hosen waren ebenso in Schnitt und Farbe. In seinem gleichmäßig rothen Gesichte fiel die mächtige, kugelförmige Nase auf und die wulstige Unterlippe, die wie bei einem Neger hervorstand. Einen Schnurrbart trug er nicht, nur spärliche hellblonde Kottelets. Als er den Hut abnahm, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen, sah man seine haselnußförmigen, blauen Augen, die keine Tränen zeigten, und kurz geschorene Haare von der Farbe grauer Leinwand.

Herr Adler ging mit gleichmäßigen schweren Schritten, und er schwankte dabei auf seinen ungeheuren Füßen wie ein Kavallerist. Wenn er sich nicht gerade den Schweiß vom verschwitzten Gesicht oder vom rothen Nacken wischte, dann standen ihm die herunterhängenden Arme mit den großen Händen und den dicken kurzen Fingern wie zwei gespannte Geigenbogen weit vom Körper ab. Die breite Brust hob und senkte sich wie ein Blasebalg in einer Schmiebe. Von weitem schon begrüßte Herr Adler den am Fenster sitzenden Pastor mit phlegmatischen Kopfbewegungen; es wäre schwer gefallen, zu errathen, ob es Lachen war oder etwas anderes, das über dieses fleischige Gesicht gebreitet war, auf dem Strenge und Gedankenlosigkeit allein zu herrschen schienen.

Bei dem Alten war diese von der Natur so grob gemeißelte Physiognomie nicht abscheuerregend; sie war vielmehr wunderbar. Sie weckte auch nicht Furcht, sondern eher die Empfindung, daß man ihr nicht widerstehen könne. Es schien, als ob in diesen unförmlichen Händen Eisenstäbe sich biegen müßten, so wie der Boden der Fabrikfäße sich unter Herrn Adlers Tritten bog.

„Na, wie geht's, Martin?“ rief er, als er ins Zimmer trat, und dabei schüttelte er dem Pastor kräftig und unbeholfen die Hand. „Nichtig, Du warst gestern ja in Warschau; hast Du nichts von meinem Jungen gehört? Der Keul schreibt so selten, daß die Bank nur allein weiß, wo er sich eigentlich aufhält.“

Wie sie da beide neben einander standen, sah der zarte Böhme neben seinem Freunde aus, wie — um mit den Worten der Bibel zu sprechen — die Heuschrecke neben einem Kameel.

„Na, sprich doch,“ wiederholte Adler, indem er sich auf dem Kanapee niederließ, das unter seiner Last krachte, und seine tubale Stimme harmonirte dabei sonderbar mit dem rhythmischen Stampfen der Maschine, das der von der Fabrik her wehende Wind durch's offene Fenster ins Zimmer trug. „Schrieb mein Ferdinand an die Bank?“

Böhme erinnerte sich an seinen vorhin zurechtgelegten Plan und wollte den ersten Theil seiner Rede, — von den unvoransch-

fehnbaren Absichten des Allmächtigen beginnen, . . . aber der Pastor hatte einen Fehler; er konnte nicht fließend sprechen, wenn er nicht seine Brille vor den Augen hatte. So suchte er denn jetzt in der rechten Hosentasche, suchte in der linken, — die Augengläser waren nicht da; er griff in die hintere Rocktasche, fand sie aber auch hier nicht.

„Aldler kannte den Freund durch und durch. „Martin, wozu suchst Du Deine Augengläser; Du willst mir doch keine Predigt halten?“

„Ja, siehst Du“  
„Aber ich frage Dich nach Ferdinand; hat er an die Bank geschrieben?“

„Gleich sag' ich Dir's,“ erwiderte unruhig Böhme und steckte die Hand in die Brusttasche. Dabei fiel ihm aus dieser ein Dokument heraus.

Aldler wußte, daß Böhme in der Brusttasche nur sehr wichtige Dokumente trug; er wollte das Papier aufheben, und da erblickte er darauf seinen Namen. Ohne sich lange zu besinnen, begann er das Schriftstück zu lesen.

Böhme war so mit dem Suchen seiner Brille beschäftigt, daß er das garnicht bemerkte, und plötzlich lief er aus dem Zimmer. „Wie konnte ich nur vergessen, daß ich die Brille im Staubmantel habe!“ rief er.

Als er wieder ins Zimmer trat, die Brille triumphierend auf der Nase, sah Aldler unbeweglich und nachdenklich. Böhme erblickte das Dokument in seiner Hand, und nun wurde ihm klar, daß die zwei ersten Theile seiner Rede vollständig überflüssig waren. „Achtundfünfzigtausend Rubel,“ murmelte der Fabrikant, „achtundfünfzigtausend Rubel Schulden in zwei Jahren, und zehntausend Rubel habe ich ihm jährlich geschickt. Wann werde ich dieses Loch verstopfen?!“

Böhme beschloß, mit dem dritten Theile seiner Rede zu beginnen. „Obwohl, lieber Gottlieb, Dein väterliches Herz schwer durch die Fehler Deines Sohnes betrübt sein muß, obwohl Du gewiß Dein Los beklagen“ . . .

Aldler erwachte inzwischen aus seiner Apathie. „Was heißt beklagen!“ unterbrach er den Pastor, „zahlen muß ich, zahlen! . . . Johann!“ schrie er auf einmal mit einer Stimme, die Fensterscheiben klirren machte und auf deren Ruf der Diener sofort erschien. „Ein Glas Wasser!“

Augenblicklich wurde ihm das Verlangte gebracht. Aldler trank in einem Zuge das Glas leer, trank dann ein zweites und dann war er ganz ruhig. „Man muß an Rothschild telegraphiren,“ sagte er, . . . „heute noch sende ich eine Depesche ab . . . . Der Kerl soll nach Haus zurück. Genug gereift.“

„Jetzt wurde es dem Pastor klar, daß auch der dritte Theil seiner Rede überflüssig war, und er bemerkte mit Schrecken, daß Aldler allzu nachsichtig das Verhalten seines Sohnes beurtheilte.

Das waren die Gründe, die den Pastor bewogen, aus dem Bertheidiger zum Ankläger zu werden.

„Deine christliche Unterwerfung unter den Willen des Allmächtigen, lieber Gottlieb,“ begann er, „ist ja lobenswerth; aber vergiß nicht, daß der Mensch nicht nur resignirt, sondern auch thätig sein muß. Unser Herr und Heiland hat sich nicht nur für uns geopfert, sondern er hat auch gelehrt und gebessert, und so müssen wir auch nicht nur das Leid tragen, sondern auch andere belehren und bessern. Dein Sohn Ferdinand kommt nicht im geringsten dem Gebote Gottes nach, der dem aus dem Paradiese vertriebenen Menschen zu arbeiten befahl.“

„Johann,“ rief plötzlich Aldler. Der Diener kam. „Geh in die Fabrik, die Maschine geht zu schnell; die Kerle dort träumen immer, wenn sie mich nicht sehen. Sag', man soll die Maschine etwas hemmen!“

Der Diener verschwand; Aldler schwieg wieder, und der Pastor fuhr in seinen Ausführungen fort.

„Dein Sohn arbeitet nicht und vergeudet die durch den Schöpfer ihm verliehenen geistigen, physischen und finanziellen Gaben. Ich sagte Dir das öfters schon, Gottlieb, und Du siehst, daß ich die Erziehung meines Josef nach anderen Grundsätzen leitete.“

„Was wird Dein Josef eigentlich thun, wenn er die Technik absolvirt hat?“ unterbrach ihn Aldler ungeduldig.

„Er wird in eine Fabrik eintreten und kann mit der Zeit noch Direktor werden.“

„Und wenn er Direktor ist, was dann?“

„Dann wird er weiter arbeiten.“

„Wozu?“

Der Pastor dachte einen Augenblick nach: „Damit er sich und andere nützen kann,“ sagte er dann.

„Na, und mein Ferdinand kann sofort, sowie er nach Hause zurückkehrt, in meiner Fabrik Direktor werden, und was die Nützlichkeit anbelangt, so ist er auch heute sich und andere nützlich, denn er amüßirt sich und giebt den Leuten in zwei Jahren 78 000 Rubel zu verdienen.“

„Aber er arbeitet nicht,“ versetzte der Pastor.

„Er braucht es nicht, denn ich arbeite für uns beide. Ich arbeite durch mein ganzes Leben nicht für zwei aber für fünf, warum soll denn mein Sohn nicht die Welt genießen? Wenn er es jetzt nicht thut, wird er — ich spreche aus Erfahrung — es später nicht nachholen. Die Arbeit ist ein Fluch; ich habe diesen Fluch auf mich genommen, und daß ich ihn nicht umsonst trug, davon zeugt mein Vermögen. Wenn Ferdinand sich jetzt so wie ich plagen müßte, was hätte ich dann von meinem Geld? Was hätte er davon, wenn er aus meiner Million zehn Millionen machen würde? Gott gab uns allen das Leben, damit wir es genießen sollen; aber den einen gab er auch das dazu nöthige Geld und den andern nicht. Mir gab er keins; ich mußte es mir erst selber erwerben, und ich bin nun schon zu alt zum genießen. Warum sollte aber mein Sohn den Becher der Freude nicht leeren?“

„Lieber Gottlieb,“ begann der Pastor, „ein guter Christ.“ . . .

„Johann,“ unterbrach ihn der Fabrikant, „bring in die Laube im Garten eine Bouteille Rheinwein und Badwerk . . . Gehen wir in den Garten, Martin!“

Sie gingen in den Garten. . . Unterwegs begegnete ihnen ein elendes Weib, das dem Aldler zu Füßen fiel und zu jammern begann: „Euer Gnaden, wenigstens drei Rubel Beihilfe zum Begräbniß“ . . . (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Wenn die Pfingstsonne das weite, mächtige Häusergerümpel Berlins bescheint, dann wird jedem fast der Athem in der Stadt zu enge und zu schwer. Man möchte für ein Weilchen ausruhen, für eine Weile dem brausenden Großstadtlärm entfliehen; dieser schrecklichen Ausgeburt einer Kultur, die uns in drangvolle Enge eingepfercht hat. Ein gewaltiger Menschenstrom ergießt sich in die vielverlästerte und außerhalb Berlins noch immer so wenig gekannte Umgebung. Freilich, wer als Fremder gerade zu den Pfingstfesttagen die Nähe Berlins aufsucht, der wird dort keinen sonderlichen Feiertagsfrieden finden; immer vorausgesetzt, daß die wärmere Sonne hält, was sie in den letzten Tagen versprochen hat. Zu groß ist die Menschenfluth, die sich über die Haide ergießt und die Seeränder belagert. Die es wohl am nöthigsten hätten, die an die Werkstätte gehannt sind oder an den Schreibtisch, die erleben doch nicht die beste feiertägliche Erfüllung. Das Hasten, Schieben und Drängen verfolgt sie bis hinaus ins Freie. Sie werden den Großstadtrummel nicht los; und der glücklichste berlinische Volkshumor, der gerne über unbehagliche Situationen im Leben mit einem losen Wort hinweghüpft, versagt bei der Hege um ein überfülltes Bahnkoupee.

Gerne auch vergähe man das trübe Kulturbild, das im langwierigen Prozeß Tausch ausgerollt wurde. Aber so richtig ist das Parfum, das diesem Prozeß entquoll, daß es auch das Ruhebedürfnis der Leute noch belästigt.

Herr v. Tausch und seine Agenten sind jetzt wirklich gleichgiltige Personen geworden. Was soll jetzt noch das Pätern wider diese armseligen Gesellen. Die politische Seite des Tausch-Prozesses soll an dieser Stelle nicht nochmals erörtert werden. Ueber das Institut der politischen Polizei, wie es sich nun einmal entwickelt hat, wird jetzt nun wohl alle Welt ohne Unterschied der Parteifarbe einig sein. Ueber die Gepflogenheiten dieses Instituts wird nur der ganz ruhige Bürgermann überrascht gewesen sein, wenn er sie durch den Prozeß erfahren hat. Kein menschlich aber interessiert es, wie alle diese Leute, die Nichtgentlemen und alle jene, die durch den innigen Verkehr mit den Nichtgentlemen leiden, krampfhaft nach irgend einem Ersatz für die zerrüttete Selbstachtung suchen. Tausch ist sicherlich stets ein subalterner Geist gewesen. Von seinem subalternen Geist zeugt es, wie er immer nach kleinlichen Motiven kombinirt und aus Zeitungsartikeln ohne weitreichende Bedeutung phantastische Schlüsse zieht, wie er überall, im echten Sinn des Subalternen, Intriguen wittert und wie er selber im Interesse seines angebeten Helden zu Friedrichsrub vordringlich durch allerlei im Grunde keine Zettelungen auf das öffentliche Leben einzuwirken vermeint.

Das romanhafte mancher Erscheinungen, wie sie der Prozeß vorsführte, ist nicht lediglich einem Zufall zu danken. Die Gesellschaft der Agenten, Vigilanten und ihrer Schüßlinge bildet eine ganz besondere Klasse für sich. Sie sind unter einander von Mißtrauen erfüllt; sie verlernen es allmählig völlig, geradeaus zu schreiben; sie sehen, wie sie von anständigen Leuten gemieden, wie sie jedenfalls von nicht allzu vertrauensfertigen Leuten mit größter Behutsamkeit behandelt werden. Sobald nur irgend eine Vermuthung auftaucht, welchen Geschäften sie obliegen, fühlen sie sich bald innerlich isolirt. Sie

## „Satan's Kinder“

sind als spiegelnde Journalisten unter ihren Fachgenossen, selbst unter denen, die sich nicht scheuen, sie zu benützen, gleichsam deklariert; und sie nehmen rasch die Eigenheiten vieler Deklarirten an. Wenn Lühow um Beckert wirbt, so thut er es nicht bloß darum, weil er ein Werkzeug braucht, da er selbst bei den Zeitungen „unten durch“ ist; ihn leitet auch die innere Freude, die ein prostituirtes Weib empfindet, wenn sie sich um Kameradinnen umthut. Eine besondere Welt mit besonderen Anschauungen entwickelt sich da. Eine Welt wird es, die sich selbst nicht gern an den moralischen Jammer erinnert, in den sie verstrickt ist. Sie wird leicht renommissüchtig; sie wiegt sich gerne in phantastischen Vorstellungen; sie wird vom heroischen Eitelkeitswahn erfaßt, genau wie das Wild, auf das sie mitunter gehtzt wird. Selbst ein so kalter zynischer Hochstapler, wie der unerschrockenste der ganzen Bande, Normann-Schumann, ist von dieser überhitzten Phantasie nicht völlig frei. Auch den kältesten Rechner beherrscht sie. Und da die ganze Geistesverfassung dieser Gesellschaft mit kriminalistischen Vorstellungen gesättigt ist, so verfällt sie auf Pläne und Schiebungen, wie sie in der Einbildungskraft der Verfasser von Kriminalromanen eine so wichtige Rolle spielen.

Wenn alles um ihn wankt, wenn jeder Schritt, den er thut, ihn auf schwankendes Gelände führt, so wird der Mensch sich vor sich selber eine Zufluchtsstätte bauen wollen; und wenn es ein groteskes Lustschloß würde, es wäre schon eine Art Genugthuung für ihn. Der alte deklarierte Esbal in Ibsen's „Wildente“, der das Tageslicht und menschliche Gesellschaft scheut, freut sich wie ein Kind in seinem grotesken Asyl; denn dort darf er stolz die Lieutenantskleidung anziehen, wie in jenen Tagen, da der junge Offizier sie noch vor aller Welt tragen durfte. Lühow, wenn er schon den hellen Tag vor sich fürchtet, freut sich seiner nächtlichen Wirksamkeit. Stück um Stück ist von ihm gefallen, was er einst an sich geachtet, worin er sich einst nach seiner Erziehung selbst bespiegelt hatte. Das Brunken mit dem sogenannten Staatsinteresse ist dann allerdings mehr oder weniger Heuchelei. Aber eine Illusion muß er sich schaffen, seine Lebensillusion; und er schafft sich die Illusion seiner Wichtigkeit, seines Raffinements als Mitglied jenes Kreises, der von der verständigen Welt gemieden wird. Ein floumähiges Anstehen um das andere wird an ihn gestellt und an dem Gedanken, bin ich schon kein Gentleman, so bin ich doch, ich der verfallene Lühow, ein wichtiges, treibendes Element im öffentlichen Leben, berauscht er sich zur häßlichsten That. Beim ungemein selbstgefälligen Tausch haben selbst jene Kollegen und Vorgesetzten, die ihn entlasteten, den Gang zur Renommisterei, zur übertriebenen Werthschätzung der eigenen Person und des eigenen Einflusses konstatirt. Er, der Subalternbeamte, dessen Dasein so sehr von finanziellen Nöthen untergraben war, daß er journalistische Handelsleute und Medakturen von durchaus nicht intimer Bekanntschaft um beträchtliche Darlehen anging, jagte in seinem überhitzten Machtbewußtsein von einem ledigen Coup zum anderen. Ihn entzündete es, der Deffentlichkeit in seinem Sinne Richtung zu weisen. Er war ein Malkontenter, ein Schmollender, und schleuderte im Olympierbewußtsein seine papierernen Donnerkeile wider jene, die nach seiner Ansicht Schuld daran trugen, daß der Gewaltthat Bismarck unterbrochen wurde. Vor seinem Olympierbewußtsein schwand Größe und Ansehen. Ueber die Ministerielle hinweg suchte er zu treffen, der Polizist und kleine Revolutionär. Sein Spiel ist ausgespielt. Vielleicht findet er eine neue Zuflucht bei befreundeten Privat-Detektives oder in jener Presse, die alle Sünden erbarmungsreich deckt. Beim modernen Journalismus soll man nichts verschwören.

Dieser moderne Journalismus hat sich gerade nicht mit Lorbeeren bedeckt. Er hat auch keine besondere Klasse geschaffen, den schnüffelnden Informations-Journalisten, den Zeitungsmann, der nichts ist wie ein Nachrichtenhändler. Auch bei ihm ist es um die Reinlichkeit schlecht bestellt. Wer Nachricht und nur Nachricht schaffen soll, der verliert sich zuletzt in die schmutzigen Spürgänge, in denen das polizeiliche Spitzelsystem sich wohlfühlt. Gewiß, manche der Journalisten, die es mit Tausch oder selbst einem Lühow nicht verschütten wollten, waren in ihrem verschwiegenen Busen der festen Ueberzeugung, daß sie immer im Stande seien, den armen Polizisten zu übertölpeln. Dem eigenen Biß traut man ja gerne alles Mögliche zu; und das bedenkt man nicht, wie leicht solcher Agent zum Doppelspiel getrieben wird. Auch da derselbe verhängnisvolle Zug zur Selbstbespiegelung, zur phantastischen Wertheinschätzung des eigenen Ich's. Der Informationsjournalist hat das Beste preisgegeben, was den Zeitungsschreiber ausmacht. Nicht sein Temperament läßt er sprechen, nicht sein persönlichstes Raisonnement giebt er aus; kein flammendes Bekenntniß, kein mahnendes Wort, keine fatirische Betrachtung der Dinge fließt aus seiner Feder. Es ist merkwürdig, daß Menschen, die so wenig thun, um ihrer eigenen Individualität Raum zu schaffen, wie die Informationsjournalisten und Nachrichtenjäger, sich so bedeutungschwer vorkommen. Ja, wohl, Ihre Nachrichten haben manchmal Verwirrung angerichtet; ja, selbst Minister, wie Herr v. Köller sind auf solche Nachrichten hin gestolpert. Als ob das dann eine Kraftthat wäre! Als ob es im großen öffentlichen Leben irgend schwer wöge, ob Köller oder Recke? Vom Richterlich kam manche Bemerkung über den modernen Journalismus, die nicht eben überhöhen Respekt von dieser Einrichtung bewies. Wer das Ueberwuchern des Journalismus, der immer breiter auf wilde Informationsjagd dreisirt ist, betrachtet, kann nicht einmal sagen, daß die Herren so arg im Unrecht wären.

Alpha.

nennt S. Przybyszewski seinen neuesten Roman. (Verlag von Albert Langen.) Ein wild-phantastisches Buch ist da entstanden. In dunkle Seelenzustände möchte der Verfasser hineinleuchten, in denen äußerste Exaltation in Wahnwitz umschlägt. Wo die Grenzen zwischen dem, was man gemeinlich gesund, und dem, was man irre nennt, sich so arg vermischen, ist die Möglichkeit, die Geschöpfe des Dichters auf ihr reales Dasein hin zu prüfen, beschränkt. Selbstvergötterter und gebrochener Schwarmgeister tauchen auf. Sie alle hat ein lebhafter Hauch vom Sturm der Gegenwart berührt; aber in ihren grotesk verzerrten Geistern, in ihren absonderlichen Gehirnen wirkt dieser Hauch vernichtend und belebt nicht. Wenn man die Schilderung der Exaltirten vielleicht selbst allzu exaltirt finden möchte, die phantastische Kraft der Erzählung hält in Athem. Manche Gestalt erscheint, als wäre sie geflissentlich konstruirt, nicht lebendig angeschaut, um nur ja das Schreckhafte bis zur tollsten Ueberspannung an ihr zu dozieren; doch die düstere Farbenpracht, in der all diese Gemüthsvorgänge beleuchtet sind, seuffelt wieder. Die führende Person in dem Roman ist Gordon, ein junger Mann aus gutbürgerlichem Hause. Halb gleicht er einem gefallenem Engel, einem Luzifer, zur Hälfte einem wüsten Träumer, in dessen Traumleben die Welt der Wirklichkeit versinkt. Er ist ein Einsamer und in seiner Einsamkeit wird er zur Selbstanbetung getrieben. Sein Hirn siebert, indeß sein Herz friert. Er, der einst mit Propagandisten der That in Berührung gekommen war, schmiedet sich eine ästhetische Theorie von der furchtbaren Schönheit des Zerstoßens zurecht. Das wird dann die fixe Idee, für die er lebt, in die er sich einspinnt, und für die er, der Herr, Knechte wirbt unter den Glenden und Verzweifelten. Er könnte ein Weib umbringen und sich eines hungernden Kanarienvogels erbarmen. Für ihn hat nur ein Gedanke überwältigende Macht: In Schönheit vernichten. Wenn die Flammengarden prasseln, wenn Städte niedergelegt werden, wenn in übermächtiger Spannung der Bruderkrieg entfesselt wird, da jubelt der ästhetische Kain über die furchtbare Schönheit. Dann hält er sich in sein Wahnbewußtsein, als sei er ein satanischer Gebieter und als seien seine Knechte, denen er seinen eigenen Wahnwitz suggerirt, die Satanskinder. „Sie sind alle mein“, ruft er einmal aus; „der Philosoph, dem das Denken das Herz zerstört hat; das Weib, das plötzlich zu lieben beginnt und Ekel vor ihrer Vergangenheit bekommt. Jeder, der Angst hat, jeder der verzweifelt ist, der die Zähne in ohnmächtiger Wuth aufeinanderbeißt, jeder, der das Zuchthaus streift, der Sträfling und der Dieb, der Literat, der keinen Erfolg hat und der Schauspieler, der ausgepiffen wird; . . . sie alle, alle sind mein.“ Wie sich Gordon's vertiegenes Wahn von solcher verzweifelter Naturen bedient, die durch Unglück und Krankheit in sich aufgerieben sind, davon erzählt Przybyszewski's Buch. — 1.

## Der Grübler.

Vor langen Jahrzehnten, als beim Bäcker noch die Dreiersemmeln so groß waren, wie heute die Fünfundzwanzig Pfennigbrote und man noch für zwölf gute Groschen ein Kalb kaufen konnte, lebte in einem Städtchen ein reicher, kluger Mann.

Er war in jeder Beziehung der gute Geist des Ortes, wohlthätig mit Rath und That. Wollte jemand einem anderen Geld leihen, seine Tochter verheirathen, einen großen Handel abschließen, war eine Kuh krank oder es mochte sein, was es wolle, stets fragte man ihn um seine Meinung und allen gab er die richtige Auskunft.

Da verlor der Mann durch Kriegsschaden, Hagelschlag und Viehseuche seinen ganzen Reichthum, und von Stunde an, mochten noch so viele Kühe krank sein, noch soviel heirathslustige Töchter und Söhne im Ort sich befinden, mochte eine noch so rege Unternehmungslust unter den Einwohnern herrschen, niemand holte mehr seinen Rath ein, niemand.

Und nun saß der kluge Mann ganz allein und dachte darüber nach, wie das wohl möglich wäre.

„Ich begreife die Welt nicht“, meinte er, „ich habe mein Geld verloren, — ja, — aber habe ich denn auch meinen Verstand verloren?“

g. b.

## Kleines Feuilleton.

Nach Transvaal, in das Land des alten „Onkels“ Krüger, der vor anderthalb Jahren den frechen Gurgelabschneidern der englischen Chartered-Company eine so derbe Lektion gegeben hat, und vielleicht noch einmal geben wird — wen hätte es nicht hingezogen, wenn er las, wie die Boeren mit ihren trefflichen und treffenden Büchsen ihre Freiheit und Unabhängigkeit so mannhafte vertheidigen? Ein merkwürdiges Land. Und ein merkwürdiges Völkchen dort im fernen Südafrika, tausende und tausende von Meilen weit. Echte Germanen, Holländer von altem Schrot und Korn, zerstreut zwischen schwarzen und schwärzlichen Menschen in allen Farbensattirungen und Gestalten — Kaffern, Matabele's, Buschmännern, Befuto's, Betschuanen und wie sie alle noch heißen mögen.

Wer möchte nicht einmal hineinschauen in dieses bunte Menschen-gemisch einer Ecke des unendlichen „dunklen Erdtheils“? Aber es ist so weit, so weit! Und die Reise so beschwerlich und so —

theuer! Ja, wenn man sich einfach, wie in „Tausend und Einer Nacht“ auf einen Teppich zu setzen hätte, wie im Nu am Ziele zu sein — da ginge es wohl. Aber — Aber? Nun wir leben nicht im Lande der Tausend und Eine Nacht, allein so manches Wunder der Märchenwelt ist heute verwirklicht worden. Und haben wir auch keinen Teppich um uns im Nu nach Afrika zu bringen, so haben sich dafür höchst materielle, nichts weniger als märchenhafte Gegenstände gefunden, die ein Stück Afrika zu uns gebracht haben — wenigstens vor unsere Thüre. Als der Berg nicht zu Muhamed kam, ging Muhamed zum Berg. Wir sind glücklicher als Muhamed — der Berg ist zu uns gekommen — und mehr als ein Berg, ein großes Stück von Transvaal, obendrein mit einem Stück Indien. Und alles echt. Echtes Boeren, echte Kaffern, echte Vesuto's, echte afrikanische Sonne und sogar echter afrikanischer Schmutz mit echten afrikanischen Ochsen-Tret-(Zug-)Wagen. Alles echt. Und das Unfertige der Ausstellung ist erst recht echt — es erscheint wie raffinierte Absicht, um das Bild ähulicher und natürlicher zu machen. Denn dort drüben am „Rand“ und im inneren Lande ist auch alles unfertig, in hastigem Werden.

Für Lebensnahrung und Lebensstärkung ist indes tüchtig gesorgt, in der Kopie ebenso gut wie im Original — denn die Boeren sind keine blutlosen Entfaltungsmenschen und die Goldjäger erst recht nicht. Und wer die Boeren, Goldjäger, Kaffern, Ochsenwagen u. s. w. an der Arbeit sehen will — und beim Faulenzen, der lasse sich den Weg zum Kurfürstendamm nicht verdrießen und wandere nach Transvaal und durch Transvaal. Er und sie werden es nicht bereuen! —

**Bakterien in Giftspießen.** Die Eingeborenen der Neuen Gebrüden wenden, nach einer Mittheilung des Herrn Dantec in *Médecine moderne*, zum Schrecken ihrer Feinde Pfeile an, die nicht bloß die gewöhnlichen Pfeilgifte ihres Landes enthalten, sondern noch mit Gumpferde verunreinigt sind, welche eine Fäulniß-Vibrion und den Tetanus-Bazillus enthält. Tödtet das eigentliche Pfeilgift nicht alsbald, so beginnt nach 12 bis 15 Stunden das Fäulnißgift zu wirken, und bald danach auch der Starktrampf-Bazillus, so daß es selbst bei geringen Verletzungen um den Verwundeten geschehen ist. Man weiß auch von anderen Naturvölkern, daß sie ihre Pfeilgifte mit Fäulnißgiften versehen, aber sie pflegen dieselben meist aus faulender thierischer Substanz zu gewinnen.

— Die Eingetöthung amerikanischer Krebse wird, nachdem bei Frankfurt a. D. gute Erfolge erzielt wurden, nimmere auch in französischen Gewässern versucht. Die „Umschau“ berichtet hierüber: Es sind *Gammarus*-Arten, die sich von unseren einheimischen Krebsen hauptsächlich nur durch die geringere Kiemenzahl (17 statt 18 jederseits) unterscheiden und eine hübsche Größe erreichen. Die kürzlich auf der landwirthschaftlichen Station von Fécamp in Frankreich angekommenen Krebse aus New-York erreichen im Mittel von der Nasenspitze bis zum Schwanz 14 Zentimeter Länge und besitzen ein sehr wohlschmeckendes Fleisch. Es ist *Gammarus affinis* aus dem Potomac bei Washington, der in New-York auf den Markt kommt, während in New-Orleans der Mississippi-Krebs (*Gammarus Orlarkii*) verspeist wird. Die *Gammarus*-Arten sollen der Krebspest, die unsere Gewässer entvölkert hat, widerstehen. Da sie beim Kochen roth werden, wie unsere Krebse, und ein ebenso wohlschmeckendes Fleisch besitzen wie diese, würden die Konsumenten kaum merken, daß sie nimmere, statt einheimischer, amerikanische Krebse vorgesetzt erhalten, wenn die Einbürgerung für die Dauer gelingen sollte. Die Einführung ist noch insofern interessant, als damit ein alteuropäisches Geschlecht, welches nur noch blinde Vertreter in den Karsthöhlen zählte, nimmere in lebenden Arten zu uns zurückkehrt. Auch Amerika besitzt blinde Höhlenformen der Gattung. —

### Literarisches.

oo. Nansen's Werk „In Nacht und Eis“ ist von dem Professor Cesare Norza in Genua im Auftrage des römischen Verlegers Voghera ins Italienische übersetzt worden. —

### Zoologisches.

— Die Fortpflanzungsgeschichte des Aales ist bis auf den heutigen Tag in Dunkel gehüllt. Während Siebold noch 1863 die Vermuthung aussprach, daß die Vermehrung des Aales durch Parthenogenese (jungfräuliche Fortpflanzung) stattfinde, wies erst 1874 Syxsi die Existenz männlicher Aale nach. Damit hörten aber unsere Kenntnisse auf, da sich die geschlechtsreifen Thiere zum Laichen ins Meer begeben. Vor kurzem veröffentlichte nun der römische Professor Grassi eine Abhandlung, in welcher er den Nachweis versucht, daß man in gewissen kleinen Fischen, den Leptocephaliden, das Jugendstadium der Aale vor sich habe. Diese kleinen, nur wenige Zentimeter langen Fischen sind glasfisch, besitzen ein vorwiegend Inorpeliges, rippenloses Skelett, eine kaum entwickelte Schwimmblase, weißes Blut (im Gegensatz zu allen Wirbelthieren mit Ausnahme des Amphioxus) und zeigen keine Spur von Geschlechtsorganen. Infolge dieser Merkmale, besonders des letztgenannten wegen hielt man sie schon seit längerer Zeit für Larvenformen. Grassi glaubt nun in einer Reihe von Arten dieser merkwürdigen Fische die Larven ver-

schiedener Muränen- und Meeraal-Arten gefunden zu haben und in der Art *Leptocephalus brevirostris* das Jugendstadium unseres gewöhnlichen Aales. Da diese Fische in einer Meerestiefe von über 500 Faden leben, so stößt ihr Fang auf große Schwierigkeiten; jedoch erhielt unser Forscher reiches Material aus dem Verdauungsstomach eines Raubfisches, *Orthogoriscus*, welcher in der Straße von Messina durch die eigenthümlichen Strömungsverhältnisse öfter an die Oberfläche geführt wird. Wenn gleich es Grassi nicht gelang, die Entwicklung der genannten Leptocephaliden zu Aalen direkt zu verfolgen, so glaubt er doch schon genügend Material und Beobachtungen (im Aquarium) gesammelt zu haben, um den *Leptocephalus brevirostris* als die Larvenform des Aales ansehen zu müssen. Auf den näheren Gang des Beweises können wir hier nicht eingehen. Doch möchten wir auf einige Bedenken hinweisen, welche noch zu beseitigen sind. Zunächst muß das Vorkommen von *Leptocephalus brevirostris* in unseren nordischen Meeren noch nachgewiesen werden. Zweitens giebt die Thatsache zu denken, daß nach neueren Untersuchungen Imhoff's sich der Aal auch in dem nur 30 m tiefen Kaunasee Graubündens fortpflanzt, und nach Knauthe dasselbe in den Süßwasserseen Brandenburgs der Fall ist. Dann müßte doch auch in diesen Binnenseen der Tiefseefisch *Leptocephalus brevirostris* vorkommen! (Proc. Roy. Soc. London. Vol. LX, p. 260.)

### Technisches.

— Die Ausnutzung der Nilkatarakte. Professor Forbes, der englische Elektriker, der Anfang Mai aus Wadi Galsa zurückgekehrt ist, hat sich, wie wir dem „Prometheus“ entnehmen, über den Plan, die Wasserkraft der Nilkatarakte zur Erzeugung von Elektrizität auszunutzen, überaus günstig ausgesprochen, er ist der Ansicht, daß auch die allgemeinen Bedingungen für ihren Gebrauch als Betriebskraft in Egypten ungewöhnlich günstig liegen. Seiner Meinung nach würde die Wasserkraft im Grunde sein, das ganze Jahr hindurch die Eisenbahnen, die Baumwoll-Mühlen, die Zuckerraffinerien, die Bewässerungsmaschinen u. s. w. zu treiben, auch würde die Kraft über Entfernungen von einigen hundert englischen Meilen zu übertragen sein, ohne daß die Kosten der gelieferten Kraft die der Kohle erreichten. —

### Humoristisches.

— Kinder-Szene. Am Bahndamm unter breitlappigen Hufschattblättern sitzen die Kinder des Bahnaufsehers: Ein vierjähriges Mädchen und ein Knabe von zwei Jahren. Zwischen ihnen ist ein seichter Graben, und darin drängen sich acht junge, noch gelbe Gänse. Die Kinder haben zum zweiten Frühstück jedes ein Stück Kuchen erhalten. Das Mädchen hat seinen Theil aufgefressen und verfüttert die letzten Reste an die Gänse. Der kleine Kletterer konnte nicht so schnell fertig werden. Er hat, damit es schneller ginge, den Kuchen in zwei Stücke gebrochen, und führt nun bald die Rechte, bald die Linke zum Munde. Es ist zu spät. Die Gänse haben ihn umringt und schnellen ihre Köpfe nach den Leckerbissen. Wohl ist der Kleine aus Lebenskräften, laut, stoßt und würgt, aber sobald er ein Stück Kuchen in der Arbeit hat, sinkt die Hand, die das andere hält, herab, ein Schnabel fährt zu und reißt ein Stückchen an sich. Sofort ist das Kind von dem verkleinerten Stück; die andere Hand senkt sich — dieselbe Geschichte. Das reine Wetteffen! Dem Kleinen wird siedendheiß. An der freien Bewegung hindern ihm zwei rothlackirte Holzpferdchen, die er zum Spielen mit herausgenommen. Die Gänse drängen immer mehr. In seiner Angst hebt der kleine Kletterer beide Hände über den Kopf. Jetzt ist der Kuchen sicher, aber essen kann man ihn halt auch nicht. Das steht der Kleine sogleich ein; ein kurzes Ueberlegen, dann fahren beide Hände zugleich zum Munde. Darauf hat eine freche Gans nur gewartet; sie springt dem Bürschchen aufs Knie und läßt im nächsten Augenblick mit einem Stück Kuchen davon. Hinter ihr mit lautem Wehgeschrei der Knabe. Es gelingt ihm, seinen Kuchen wieder zu erlangen. Jetzt weiß er nicht mehr, was er thun soll. Da wirft er beide Kuchenstücke auf die Erde, sich selbst darüber, schreit, brüllt und strampelt mit allen Vieren. Rund um ihn zischen die Gänse. Im Hufschatt sieht nach wie vor das Mädchen und lacht, daß ihm die Thränen über die Wangen kugeln. —

### Vermischtes vom Tage.

— In der Werkstätte der Kunstfeuerwerkerei von Finsterwaid u. Brandolin in Triest fand kürzlich eine Explosion statt, infolge deren der gesammte Vorrath an Feuerwerkskörpern unter starkem Knall in die Luft flog. Dabei erlitten zwei Personen Verletzungen. —

— Die große Ortschaft Solve bei Ziume ist niedergebrannt. Mehrere Personen sind in den Flammen ungetommen. — Das Schwurgericht in Cherson sprach den Gutsbesitzer Butni de Rahman, der seinen Feind, den Wucherer Gijer Dimart erschossen hat, vollständig frei. —

— In Urbana (Ohio) hat ein Volkshaus das Gefängniß belagert, um einen Neger zu lyncheln, welcher ein Attentat gegen eine weiße Frau begangen hat. Truppen mußten einschreiten, wobei zwei Personen getödtet und 30 verwundet wurden. —